



JOHANNES WILKES

DIE ZUSTELLERIN

FRANKENKRIMI

ARS VIVENDI



0102

Magda L.

0103

Ingrid C.

0104

Dennis D.

0302

Liliana K.

0303

Isabella B.

0304

Sina V.

0502

Ralf T.

0503

Thomas S.

0504

Oliver G.



JOHANNES WILKES

DIE ZUSTELLERIN

FRANKENKRIMI
ARS VIVENDI



Johannes Wilkes, Jahrgang 1961, wurde in Dortmund geboren und absolvierte ein Studium der Medizin in München. Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren lebt er in Franken und führt in Erlangen eine sozialpsychiatrische Praxis. Neben populären Sachbüchern schreibt er auch belletristische Werke. So ermittelte Kommissar Mütze u. a. bereits in den Frankenkrimis »Der Fall Rückert« (2016), »Mord am Walberla« (2018), »Tod auf dem Poetenfest« (2019), »Der Fall Caruso« (2020) und »Der Fall Wagner« (2021).

Johannes Wilkes

Die Zustellerin

Frankenkrimi

ars vivendi

Die Fertigstellung dieses Manuskripts wurde großzügigerweise durch die Schweizer Gesellschaft für die Europäische Menschenrechtskonvention (SGEMKO) unterstützt, die dem Autor ein Writer-in-Residence-Stipendium in der Franz-Edelmaier-Residenz für Literatur und Menschenrechte in Meran gewährt hat. Der Stiftung sei herzlich gedankt.

Originalausgabe

1. Auflage März 2022

© 2022 by ars vivendi verlag GmbH & Co. KG, Bauhof 1, 90556 Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

www.arsvivendi.com

Umschlaggestaltung: FYFF, Nürnberg

Motivauswahl: ars vivendi

Umschlagfoto: © unsplash / bernard hermant

E-Book-Erstellung: CPI books GmbH, Leck

eISBN 978-3-7472-0405-4

Die Zustellerin

Montag

1

Der frühe Morgen graute, als Karl-Dieter ins Freie trat und klappernd den Deckel des Zeitungskastens anhub. Enttäuscht verdüsterte sich sein Gesicht: Was war das? Nichts als ein gähnend-schwarzes Loch.

»Mensch, Knuffi, das ist doch keine Katastrophe.« Genüsslich schob sich Mütze den zweiten Audi-Toast mit vier sich überlappenden Salamischeiben in den Mund. Karl-Dieter rollte mit den Augen. Katastrophe! Was war schon eine Katastrophe?! Und doch war ihm das Frühstück verleidet. Karl-Dieter liebte seine Rituale, und zu seinen morgendlichen Lieblingsbeschäftigungen gehörte es, die Zeitung zu lesen, und zwar ordentlich von Anfang bis zum Ende, um danach die gelesenen Blätter sorgsam zusammenzuschieben und so auf die Kommode zu legen, dass deren Kante zum Zeitungsrand exakt eine Parallele bildete.

»Weiß gar nicht, warum du dir damit so eine Mühe gibst«, sagte Mütze, »du wirst es nicht verhindern können, dass sich die Parallelen schneiden, spätestens im Unendlichen.«

Mütze selbst griff allenfalls nach dem Sportteil, oft mit butterschmierten Händen, sodass das Papier regelmäßig von durchscheinenden Pergamentfingerabdrücken verziert war. Karl-Dieter schüttelte darüber den Kopf. Wie konnte man ein erfolgreicher Kommissar und zugleich solch ein Prolet

sein? Heute aber hätte Karl-Dieter jeden Fettfleck gerne hingenommen. Ein Frühstück ohne Zeitung war wie ein Theaterstück ohne Schlussapplaus. Schon wollte er zum Telefon greifen und bei der Geschäftsstelle der *Erlanger Nachrichten* anrufen, ließ den Gedanken aber wieder fallen; es war ja erst kurz nach sechs, viel zu früh, um jemanden zu erreichen.

»Nimm halt die Zeitung vom Wochenende«, schlug Mütze vor.

Die Zeitung vom Wochenende!? Als hätte er die Wochenendausgabe nicht schon Seite für Seite studiert, inklusive aller Todes- und Partnerschaftsanzeigen. Was sollte es da noch Neues zu entdecken geben? Zudem fieberte der »Szenograf«, wie ihn ein Kritiker genannt hatte, der heutigen Ausgabe entgegen, der Besprechung ihrer neuesten Premiere, denn Karl-Dieter konnte vor Spannung kaum erwarten, was man über sein Bühnenbild schreiben würde. Sie hatten *Nathan der Weise* revolutionär interpretiert, die Anfangsszene rein pantomimisch: Recha, die Pflgetochter Nathans, vor Angst gelähmt in einem brennenden Reifen stehend, aus dem sie der Tempelritter rettete. So begann das Stück schon anspielungsreich mit dem Ringmotiv. Karl-Dieter war stolz wie Oskar, den Reifen mittels versteckter Propangasdüsen eindrucksvoll in Flammen gesetzt zu haben.

Karl-Dieter sah zur Kuckucksuhr. Auf die Nachlieferung seiner geliebten Morgenlektüre wollte er nicht warten. Dann würde er sich die Ausgabe eben beim Bäcker Frank besorgen, wo er sich jeden Morgen sein Pausenbrot schmieren ließ. Er musste ohnehin früher los, für die heutige Aufführung - *Ein Sommernachtstraum* - war die Blitzvorrichtung für die Gewitterszene neu zu justieren, die arme Hippolyta hatte bei der letzten Probe einen üblen

Schlag abbekommen. Zwar vertrat ihn am Abend sein Kollege Habib, dennoch wollte er auf Nummer sicher gehen. In diesen Dingen war er ein Zwängler.

»Tschüss, Mütze!«

»Tschüss, Knuffi!«

2

»Rehweiherstraße, welche Hausnummer?«

Das Telefon schrillte wie ein verrücktes Küken. Kaum hatte Moni Regenfuß aufgelegt, klingelte es schon wieder, und sie nahm den nächsten Anruf entgegen: »Ist notiert. Wird so bald wie möglich nachgeliefert.«

Barschenweg, Hechtweg, Forellenweg, jetzt fehlte nur noch der Karpfengrund und die Straße am Dorfweiher. Ganz Kosbach vermisste seine Tageszeitung. Wo steckte Christine nur? Sie war ein Muster an Zuverlässigkeit, trug die *Erlanger Nachrichten* bei Wind und Wetter aus, seit über vierzig Jahren. Selbst ein Gipsbein hatte sie nicht daran hindern können, ihren Job zu machen. Bestimmt hätte sie sich gemeldet, wenn sie krank wäre. Hatte sie verschlafen? Aber warum ging sie nicht ans Telefon? Ob jemand nachschauen sollte? Christine wohnte allein in ihrem Alterlanger Siedlungshäuschen. Was, wenn ihr etwas passiert war?

»*Erlanger Nachrichten*, Sie sprechen mit Monika Regenfuß ... Schleienweg 29? Tschuldigung, wird nachgeliefert!«

3

Schon als er den giftgrünen USB-Stick in seinen Computer schob, beschlich den Redaktionsleiter der *Erlanger Nachrichten* ein mulmiges Gefühl. Auf dem braunen Umschlag hatte in Computerschrift gestanden: »Es geht um Christine Waldhüter. Sofort öffnen.«

Der Umschlag hatte vor der Tür gelegen, die zu ihren Redaktionsräumen führte. Niemand hatte beobachtet, wer ihn dort abgelegt hatte. Auf dem Stick waren zwei Dateien gespeichert. »Anschreiben« nannte sich die eine, »Texte« die andere. Claudius Röthelbach klickte das Anschreiben an. Fassungslos las er, was dort stand. Erlaubte sich da jemand einen schlechten Scherz? Entführt? Man hatte Christine Waldhüter entführt! Ein Erpresserschreiben mit einer völlig durchgeknallten Forderung. Claudius Röthelbach schüttelte bestürzt den Kopf. Vieles hatte der erfahrene Journalist bereits erlebt – das hier noch nicht!

4

Zwischen der Regnitz und dem Europakanal lag Alterlangen wie eine Insel. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte man die Siedlung aus dem Boden gestampft; Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten, aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien hatten dringend ein neues Zuhause gebraucht. Dafür hatte man den Föhrenwald flachgelegt, das Gelände parzellierte und jede Menge schlichte Häuser errichtet, Häuschen, wie man sie von Monopoly kannte, nur nicht so grün: ein Erdgeschoss mit einfachem Satteldach, das musste reichen. Umso großzügiger waren die Gärten dimensioniert. Es gab genügend Platz, um Obst und Gemüse anzubauen sowie für einen Hühnerstall; alles zum Zweck der Selbstversorgung.

Im Laufe der Zeit waren die Ansprüche gestiegen. Manches Häuschen hatte man weggerissen und durch ein Mehrfamilienhaus ersetzt, manches mit abenteuerlichen Anbauten verschandelt, sodass ein bunter Stilmix entstanden war, der Ästheten unter den Stadtplanern zum Frösteln brachte. Einige wenige Siedlungshäuser aber wirkten noch völlig unberührt; hierzu zählte das Haus von Christine Waldhüter. Es duckte sich bescheiden unter alte Bäume; eine Hecke aus Hainbuchen zog sich um das Grundstück.

Mütze schellte an der Gartentür. Als sich niemand rührte, gab er seinen Kollegen ein Zeichen. Blitzschnell liefen sie zur Haustür, traten sie ein und stürmten in den Flur. Niemand war zu Hause. Mütze sah sich um. Der Küchentisch war aufgeräumt, neben der Spüle standen in einem aufgeklappten Plastikgestell ein Kaffeebecher und ein Frühstücksteller. Gab es noch Menschen, die keine Spülmaschine besaßen? Mütze warf einen kurzen Blick in das angrenzende Wohnzimmer: bunte Gläser in einer Vitrine, Blühendes am Blumenfenster, ein Bequemsessel, der erwartungsfroh Richtung Fernseher blickte, auf dem Beistelltischchen die Fernbedienung, griffbereit. Alles wirkte sauber und ordentlich, nichts Unnützes lag herum. Mütze stieg die steile Treppe zum ersten Stock hinauf. Trotz des Sisalbelags protestierten die Stufen knarzend gegen die Behandlung. Auch das kleine Schlafzimmer war aufgeräumt, die Kissen frisch aufgeschüttelt. Christine Waldhüter musste das Haus ohne den geringsten Schimmer, was passieren würde, verlassen haben.

Als Mütze die benachbarte Zimmertür öffnete, blickte er sich verwundert um. Hatte man ihm nicht erzählt, Christine Waldhüter lebe allein? Dieser Raum aber sah sehr bewohnt aus: Poster an den Wänden, eine Musikanlage im Regal, auf

dem Schreibtisch ein fetter Computer, daneben ein Becher mit Stiften. Das typische Zimmer eines jungen Menschen, und doch war etwas anders. Mütze sah sich um, ob vielleicht ein persönlicher Gegenstand den Namen des Bewohners verriet. Hatte die Zustellerin das Zimmer untervermietet? An einen Studenten vielleicht? Viele Erlanger machten das, entweder aus Mitleid oder um ihr Einkommen aufzubessern, und eine Zeitungszustellerin verdiente sicher nicht die Welt. Auf eine Initiative des Ex-OBs gab es zudem das Modell »Wohnen gegen Mithilfe im Haushalt«. Hatte sich Christine Waldhüter daran beteiligt?

Mütze zog sich Einmalhandschuhe an und griff nach dem Tischkalender, der neben dem merkwürdig klobigen Computer lag. Mit einem Schlag war Mütze klar, was ihm so seltsam vorgekommen war: die Zeit! Sie schien in diesem Zimmer stehen geblieben zu sein. Der Kalender stammte aus dem Jahr 1999, jetzt hatten sie 2019, zwanzig Jahre waren vergangen. Deswegen auch der nostalgisch wirkende Touch, die Musikgruppen auf den Postern. Mütze erkannte *Aerosmith* und die *Rolling Stones*. Einen Moment blieb Mütze mit versonnenem Gesicht vor dem Poster der »rollenden Steine« stehen. Auf den ersten Blick hätte er es fast für ein Plakat seines geliebten BVB halten können. Mit schwarz-gelben Streifen umrandet warb es für eine Konzerttournee der Stones, in der Mitte Mick Jagger und Co., energiegeladen wie immer. Damals schon Legende, traten sie heute immer noch auf. Dass Keith Richards noch lebte, war vielleicht das größte medizinische Wunder aller Zeiten. »No Security Tour '99« stand neben der herausgestreckten Zunge, dem Markenzeichen der Stones. Warum hingte sich ein heutiger Student solch alte Sachen an die Wand? Hier musste ein echter Nostalgiker eingezogen sein, der seine Leidenschaft mit Akribie lebte,

bis hin zum Original-Kalender. Mütze erinnerte sich an den Bericht über einen jungen Mann im Ruhrpott, der seine Wohnung ganz im Stil der 50er-Jahre eingerichtet hatte, lauter abgerundete Ecken und elegante Kurven, eine gepolsterte Sitzgruppe, knallbunte Farben, Lovebirds und Äffchen von Kai Bojesen an den Wänden. Auch die Elektrogeräte, die Schüsseln mit dem kippbaren Rührer, der SMEG-Kühlschrank - alles vollkommen stilecht. Der junge Mann, der in diesem Zimmer hier wohnte - der Schlafanzug und der Musikgeschmack deuteten für Mütze auf einen Mann hin -, schien im letzten Jahrhundert festzustecken. Ob man allerdings mit einem solchen Monstercomputer heute noch studieren konnte? Mütze sah sich das Ding an, das wohl mal unter dem Begriff »Heimcomputer« gelaufen war: ein unförmiger dicker Kasten mit vorgebauter Tastatur.

Oder ob das Zimmer seit zwanzig Jahren nicht mehr betreten worden war? Höchst unwahrscheinlich! Kaum ein Staubkorn war auf den Tasten zu sehen, kein Zweifel, der PC wurde noch benutzt, vielleicht, ja ganz bestimmt hatte man ihn aufgerüstet, sonst konnte der Besitzer sein Studium in der Pfeife rauchen. Auch das bezogene Bett und der Schlafanzug bewiesen: In diesem Zimmer lebte jemand. Wo mochte der junge Mensch jetzt stecken? Die Semesterferien hatten noch nicht begonnen, es war ja erst Ende Juni. Man würde die Nachbarn danach befragen.

Schwere Schritte kamen die Treppe herauf; es war Big-Chip.

»Habt ihr unten irgendwas entdeckt?«, fragte Mütze.

Big-Chip schüttelte den Kopf: »Jedenfalls nichts Verwertbares. Die Kellertür ist verschlossen, ebenso die Tür zur Terrasse, kein Einbruch, keine Spuren eines

Überfalls. Man muss das Opfer auf dem Weg zur Arbeit entführt haben.«

Big-Chip war Mützes Freund und Kollege. In besonderen Situationen bildeten sie ein Ermittlungsteam, und dies war eine besondere Situation. Mütze sah zum Fenster hinaus. Ob es Zeugen gab? Wer stand so früh auf wie eine Zeitungsbotin? Claudius Röthelbach, der Redaktionsleiter, hatte gemeint, Christine Waldhüter müsse spätestens gegen fünf losgegangen sein, denn bis sechs sollten alle Zeitungen im Kasten stecken. Die Botin fuhr stets mit dem Fahrrad zu ihrem Kosbacher Zustellbezirk, von dem aber bislang jede Spur fehlte, auch in dem kleinen Schuppen neben dem Haus war es nicht. Das Zeitungspaket, das am Ortseingang von Kosbach lag, hatte man unversehrt an der Stelle gefunden, an der es abgelegt worden war. Die Entführung musste also mit ziemlicher Sicherheit auf dem Weg von Alterlangen nach Kosbach passiert sein, einem Weg von etwa fünfzehn Minuten Fahrzeit. Welchen Weg das Opfer genommen hatte, mussten sie noch herausfinden. Es gab mehrere Möglichkeiten: entweder durch das Waldgebiet der Mönau oder am nördlichen Rand von Büchenbach vorbei. Jeder, der wusste, dass Christine Waldhüter Zeitungen austrug, hätte sich leicht einen Plan zurechtlegen können. Auf beiden Routen gab es manch einsame Wegstrecke; nach Kosbach ging es an Wäldchen und an Wiesen vorbei, perfekte Orte für einen Überfall.

»Die Spusi ist da«, sagte Big-Chip.

»Gut, dann wollen wir nicht stören. Nehmen wir uns die Nachbarschaft vor?«

»Das ist das Verrückteste, was ich je gehört habe!« Karl-Dieter sah Mütze ungläubig an. Die beiden saßen im Garten des *Erlanger Teehaus*, in dessen grünen Innenhof sich Karl-Dieter vom ersten Tag an verliebt hatte. Besonders an heißen Sommertagen wie diesem genoss man ein geradezu mediterranes Flair. Gerne hätte sich Karl-Dieter mit Mütze auf der Hollywoodschaukel niedergelassen, aber erstens quietschte das Ding ein bisschen, zumal unter seinem Gewicht, und zweitens hielt Mütze überhaupt nichts von einer solchen Idee. Verdammt, man kannte ihn in Erlangen doch! Wie sah das denn aus, ein harter Bulle auf einer Schaukel mit Blümchenkissen? So hatten sie sich einen etwas entlegenen Platz gesucht, wo sie ungestört waren. Karl-Dieter schüttelte immer noch den Kopf. »Du meinst, die Ärmste wurde entführt, um die Veröffentlichung von Zeitungsartikeln zu erpressen?«

»So ist es.«

»Wer macht denn so was?«

»Wenn wir das wüssten, wäre der Fall erledigt.«

»Habt ihr denn schon einen Verdacht?«

»Nullo.«

Die Freunde verstummten, der Kellner, ein großgewachsener junger Mann mit dem Kreuz eines Schwimmers, brachte die Getränke, eine bunte, hausgemixte Limonade im Einmachglas für Karl-Dieter und ein Weißbier für Mütze.

»Was für Texte sind das? Politische Forderungen? Religiöse Traktate?«

»Weder noch. Oder doch, aber nur zum Teil und das auch nur indirekt. Alle drei Texte sind Erzählungen oder Berichte aus der Kolonialzeit, Schilderungen begangener Verbrechen.«

Karl-Dieter blickte noch verblüffter. Verbrechen aus der Kolonialzeit? Was sollte das für einen Sinn ergeben?

»Du meinst, da entführt jemand eine Zeitungsbotin, um über die Kolonialzeit zu berichten?«

»Jepp.«

»Ein Spinner, ein verirrtes Hirn, was meinst du?«

Mütze schwieg. Schien er schon zu bereuen, Karl-Dieter etwas davon erzählt zu haben?

»Und die Zeitung geht darauf ein? Ich meine, bringen sie die Artikel?«

»So isses.«

6

Sie hatte jetzt Zeit, viel Zeit zum Nachdenken. Der Raum, in dem sie sich befand, hatte zwei Fenster, die sich gegenüberlagen. Das eine war mit schwarzer Folie verklebt, das andere war klein und vergittert. Ein verwilderter Garten lag davor: rankender Blauregen, ein Hain von Essigbäumen, Jelängerjelierer und wilde Rosen. Jetzt, wo es Nacht geworden war, glaubte man selbst durch die Ritzen noch den schweren Duft von Jasmin zu atmen. Als einziges Zeichen der Außenwelt war der hohe Kamin der Erlanger Stadtwerke zu sehen, der nachts in den poppigsten Farben angestrahlt wurde, und die Spitze der Hugenottenkirche. Christine Waldhüter war schon zu Bett gegangen. Ihre innere Uhr funktionierte selbst hier, an diesem ungewohnten Ort. Weil sie so früh rausmusste, ging sie auch früh schlafen. Seltsam, warum musste sie immer dran denken, wie die Kosbacher nun an ihre Zeitung kamen? Das war doch völlig egal, sie hatte jetzt ganz andere Sorgen. Ob ihr Arbeitgeber auf die Forderungen

inging? Ob die *Erlanger Nachrichten* die Artikel brachten? Einerseits war sie sich sicher, schließlich hielten sie zusammen wie eine große Familie, egal ob Redakteur oder kleine Zustellerin, andererseits aber beschlich sie manchmal ein leiser Zweifel. Sie drehte sich auf die andere Seite und beschloss, an Stefan zu denken. Sanft strich sie über seine Uhr, die sie am Handgelenk trug. War nicht jede Minute vertan, in der sie nicht an ihn dachte?

Dienstag

7

Am nächsten Tag eilte Karl-Dieter früher als sonst zum Zeitungskasten. Tatsächlich schimmerte es schon hell darin, man hatte offensichtlich auf die Schnelle eine Vertretung organisiert. In ungewohnter Hektik blätterte der Kulissenbauer, den die *Erlanger Nachrichten* bewundernd einen »Bühnenillusionisten« genannt hatten, die Seiten durch, bis er im Lokalteil auf einen längeren Artikel stieß. Die Rezension ihrer jüngsten Premiere füllte die erste Seite; Karl-Dieter überflog sie nur hastig und blätterte rasch um – dann hatte er gefunden, wonach er gesucht hatte:

Die gestohlene Generation der Aborigines

Es ist das Jahr 1949. Anne, ein kleines Mädchen, gerade mal vier Jahre alt. Zusammen mit ihren sechs Geschwistern erlebt sie eine glückliche Kindheit. Ihre Familie kann sich nicht viel leisten, und doch fehlt es an nichts, was wesentlich wäre: nicht an Fröhlichkeit, nicht an Zuneigung, nicht an Liebe. Die Familie lebt in einem kleinen Ort in Westaustralien. Eines Tages kommt Besuch. Die Besucher fordern Annes Familie und alle ihre Nachbarn auf, sich auf der Straße in einer Reihe aufzustellen. Dann schreiten die Besucher die Reihe ab, mustern die Kinder genau. Alle Jungen und Mädchen, deren Haut heller erscheint, müssen vortreten. Anne ist genauso dabei wie ihre Geschwister. Die Besucher sagen den Eltern, dass man ihre Kinder mitnehmen wird. Anne wird ihre Eltern nie wiedersehen.

Annes Vorfahren leben schon lange in Australien, man vermutet, seit über 60.000 Jahren. Viel spricht dafür, dass sie von Neu-Guinea übersetzten, vielleicht sogar von Afrika, mit was für Booten auch immer. Im noch menschenleeren Australien finden sie eine neue Heimat, leben dort als Jäger und Sammler. Vor nicht einmal 300 Jahren gelangt ein weiteres Schiff nach Australien, ein großer Segler, die *First Fleet*. Von Bord gehen Menschen, die völlig anders aussehen, groß und bleich. Annes Vorfahren begegnen ihnen freundlich, sorgen dafür, dass die Neuankömmlinge zu essen und zu trinken bekommen, freuen sich über die hübschen Geschenke, die die Bleichgesichter im Gepäck haben. Bald kommen immer mehr Schiffe, und immer mehr große, bleiche Menschen gehen an Land. Sie kommen von weit her: aus England. Den Weißen scheint es in Australien zu gefallen. Sie bauen sich Häuser und Städte, besiedeln immer größere Teile des Landes und nehmen es in Besitz. Ihre Königin bestimme nun darüber, wer welche Rechte hätte und die Australier müssten sich fügen. Als sich manche zu wehren beginnen, werden sie erschossen oder vertrieben. Sie sterben an Krankheiten, die die Weißen eingeschleppt haben. Bald sind die Weißen in der Mehrheit, immer weniger der ursprünglichen Einwohner überleben, und wenn, sind sie Menschen zweiter Klasse – so wie Anne und ihre Familie.

Die Besucher, die Anne und ihre Geschwister mitnehmen, sind weiß. Sie nennen sich ihre Beschützer. Ganz offiziell – Beschützer der ursprünglichen Bürger Australiens. Chef der Behörde ist ein gebürtiger Engländer: Auber Octavius Neville. Um die angestammten Bürger Australiens zu behüten, hat er ein ausgetüfteltes System entworfen. Seine Behörde bestimmt, wie sie zu leben haben, wo sie leben dürfen, wer umgesiedelt wird und wer wen heiraten darf.

Neville ist der festen Überzeugung, dass die Bürger, für deren Schutz er zu sorgen hat, zu einer minderwertigen Form der Menschheit gehören. Allein wie sie aussehen, so klein und schwarz! Sorgen bereitet ihm ein spezielles Problem. Nicht selten kommt es vor, dass eine der zu schützenden Bürgerinnen von einem Weißen geschwängert wird. Die Kinder aber, die aus diesen flüchtigen Kontakten entstehen, fallen durch ihre hellere Haut auf. Wie soll man mit diesen Kindern umgehen? Sie benötigen einen besonderen Schutz, haben sie doch europäisches Blut in den Adern. Neville nennt sie »Mischlinge«. Wie soll man mit den Mischlingen verfahren? Wachsen sie in ihren Familien auf, so werden sie auch deren Sitten annehmen, die Mädchen werden womöglich von schwarzen Männern schwanger und das Blut wird weiter verunreinigt. Es gibt nur eine Lösung: Man muss sie ihren Familien wegnehmen und in die Obhut der Weißen geben. So werden sie christlich erzogen, werden ihrer Herkunftsfamilie entfremdet, nehmen Sitten und Gebräuche der Europäer an und werden, wenn sie erwachsen sind, ihre Gene nur mehr mit Weißen mischen.

Aber leben die hellhäutigeren Kinder nicht schon in einer zivilisierten Familie, sind nicht die Väter Weiße? Werden nicht die weißen Väter protestieren, wenn man ihnen ihre Kinder wegnimmt? Mit solchen Gedanken braucht sich Neville nicht zu beschäftigen. Kein weißer Mann, der eine schwarze Frau geschwängert hat, heiratet die Mutter und kümmert sich um sein Kind. Die Väter, die der überlegenen, ethnisch hochstehenden weißen Rasse angehören, haben bei der schwarzen Frau nur ein schnelles, exotisches Abenteuer gesucht – oder sie vergewaltigt. Vaterpflichten kennen sie keine. Darum werden sich jetzt der australische Staat und Neville um die Kinder kümmern.

Anne und ihre Geschwister werden verladen und in unterschiedliche Heime gebracht. Man trennt sie nicht nur von ihren Eltern, man trennt auch die Geschwister. Nur ihren Bruder Kevin steckt man in dasselbe Kinderheim, in das Sister Kates Home. Dort aber kommen sie in verschiedene Abteilungen, sodass sich Anne vergeblich nach ihrem Bruder umschaute. Anne hat Angst, Riesenangst. Sie weiß nicht, was passiert, warum man das macht. Warum hat man sie mitgenommen, warum ihre Familie auseinandergerissen? Warum muss sie in diesem Heim leben, warum kommt abends nicht mehr ihre Mama an ihr Bett, warum trösten die älteren Schwestern sie nicht mehr, wenn sie traurig ist? Was hat sie getan, was hat sie angestellt, dass man ihr das antut?

»Weine nicht, deine Eltern werden euch besuchen kommen, warte nur bis Sonntag!«

Anne wischt sich die Tränen aus den Äuglein, will tapfer sein und der Hausmutter glauben. Sonntag, wann ist das? – Nur noch dreimal schlafen.

Als Anne am Sonntag aufwacht, ist sie ganz aufgeregt, spürt, wie ihr Herz vor Freude klopft. Endlich! Endlich ist es so weit, heute kommen Mama und Papa. Und bestimmt werden sie sie gleich mitnehmen, nach Hause. Niemals werden sie sie auch nur einen Tag länger in diesem schrecklichen Heim lassen. An nichts anderes kann Anne mehr denken. Doch der Sonntag vergeht, und Mama und Papa kommen nicht. Wie sollen sie auch? Man hat die Eltern ebenfalls umgesiedelt, weit, weit weg und ihnen nicht verraten, wohin man ihre Kinder gebracht hat. Die Eltern werden Anne nicht besuchen können, an diesem Sonntag nicht und nicht am nächsten. Überhaupt nicht mehr. Das ist so geplant, vom Ministerium, von Auber Octavius Neville und seiner Behörde. Und doch glaubt

Anne weiter ganz fest daran, dass ihre Eltern kommen werden, am nächsten Sonntag ganz bestimmt. Woran soll sie auch sonst glauben? Nur an den Sonntag, den schönsten, den schrecklichsten Tag der Woche.

Eine richtige Schulausbildung sollen die Mischlingskinder bekommen, damit sie zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft werden. Bald drückt auch Anne die Schulbank, lernt lesen und schreiben, Mathematik, Biologie und Religion. Und auch Geschichte, australische Geschichte. Was wird man ihr in diesem Fach erzählt haben? Dass die Weißen, die vor dreihundert Jahren mit den Schiffen übers Meer kamen, verurteilte Verbrecher waren? Dass man sie nach Australien verschiffte, weil in England die Gefängnisse überquollen? Dass James Cook, Admiral des englischen Königs, Australien als »Terra Nullius«, als »unbesiedeltes Niemandsland« bezeichnete? Dass die weißen Siedler Jagd auf die Ureinwohner machten, sie an Sonntagen zum Spaß abknallten? Dass die Farmer die Köpfe ihrer Opfer abtrennten und auf ihre Veranden zum Trocknen stellten? Dass man die schwarzen Bürger Tasmaniens vollkommen vernichtet hat? Dass man sie als »halbzivilisierte Nigger« bezeichnete, »für die es eher eine Gnade als ein Verbrechen sei, sie aus dem Buch der Menschheit zu löschen«? Hat man Anne davon erzählt, was für eine vielfältige Kultur in Australien herrschte, bevor die Weißen kamen? Dass dort an die dreihundert verschiedene Sprachen gesprochen wurden, viele mit einer hochdifferenzierten Grammatik? Dass in Australien eine der frühesten Kunsttraditionen der Erde gepflegt wurde, Instrumente und Musik eine große Rolle spielten? Dass im Zentrum ihres religiösen Denkens die Traumzeit stand, die diesseitige und jenseitige Welten in ständigem Dialog miteinander verband?

Als man ihren Bruder in ein anderes Heim bringt, ist Anne endgültig allein. Das schüchterne Mädchen wagt kaum, etwas zu sagen, fügt sich in alles, was man ihr vorschreibt. Weint sie sich abends in den Schlaf, schimpfen die Schwestern mit ihr. Sie solle endlich aufhören, an ihre Familie zu denken. Von ihrer Familie könne sie sich nichts mehr versprechen, ihren Eltern sei sie doch ganz egal. Im Religionsunterricht hört Anne, alle Menschen seien vor Gott gleich. Im Heim aber sagt man ihr tagtäglich, dass sie aus einer Ureinwohnerfamilie stamme und deswegen minderwertig sei. Vergessen die Kinder zu beten, müssen sie stundenlang vor dem Altar knien und den Kirchenboden polieren. Halten sie sich nicht an die Regeln, werden sie nackt ausgezogen und ausgepeitscht. Die anderen Mädchen müssen die nackte Kameradin festhalten, damit die Hausmutter sie auspeitschen kann. Als Anne in die High-School kommt, muss sie sich um die jüngeren Kinder kümmern, sie baden, füttern und aufs Klo bringen. Bevor die Schule beginnt, muss sie Holz hacken. Sie fühlt sich wie ein Nichts und denkt, dass es nicht schlimmer kommen kann. Doch sie irrt sich.

In den Schulferien wird Anne zu einer nahe gelegenen Farm geschickt, um sich nützlich zu machen. Dort empfängt man das verschüchterte Mädchen freundlich, sodass sich Anne darauf freut, im nächsten Jahr wiederzukommen. Im zweiten Jahr aber öffnet sich plötzlich ihre Schlafzimmertür, als sie nachts im Bett liegt. Es ist der weiße Farmer. Er legt sich zu ihr, macht Sachen mit ihr, die sie schrecklich ekeln. Aber sie traut sich nicht, sich zur Wehr zu setzen. Wer ist sie denn schon, dass sie dagegen protestieren dürfte? Wieder zurück im Kinderheim, findet sie den Mut, sich ihrer Hausmutter anzuvertrauen. Die Hausmutter reagiert entsetzt, verbietet

ihr, mit irgendjemand darüber zu sprechen, geht mit ihr in den Waschraum und schrubbt ihr den Mund mit Seife. In den nächsten Ferien muss Anne wieder auf die Farm. Als es Nacht wird, bringt der Farmer noch einen Freund mit. Zusammen vergewaltigen sie Anne.

Rattengift. Die einzige Hoffnung, die Anne noch bleibt. Sie würgt es hinunter, ihr wird schlecht und sie muss sich übergeben. Im Heim wird sie in eine Extrahütte gelegt, damit sie den anderen Mädchen nichts erzählen kann und die vielen blauen Flecke endlich verschwinden. Nach einigen Wochen kommt ein Arzt und untersucht sie. Anne ist schwanger.

Der schönste Tag in ihrem Leben: Anne bringt ihr Kind zur Welt. Sie ist so glücklich: Was für ein zartes, wunderbares Wesen! Ihr Kind, ihr Baby, ein kleines Mädchen. Jetzt hat sie wieder eine Familie, endlich wieder eine Familie. Sie und ihr Baby. Jetzt weiß Anne endlich, warum sie noch auf der Welt ist, dass das Leben etwas Wunderschönes ist – trotz all der schrecklichen Dinge.

Stolz und glücklich ist sie, als sie aus dem Krankenhaus in das Heim zurückkehrt. Seht her, mein Baby! Die anderen Mädchen umringen sie, jede will das Baby sehen, sich an ihm erfreuen. Da kommt die Hausmutter und nimmt es Anne weg. Sie sei noch zu jung, um für ein Kind zu sorgen. Das Kind soll von anderen Eltern adoptiert werden. Wenn Anne größer ist und nicht mehr im Heim leben muss, darf sie ihr Kind wiedersehen.

Doch dieses Mal begehrt Anne auf, das will sie sich nicht gefallen lassen. Sie fragt die Hausmutter nach dem Namen der Adoptivfamilie, will wissen, wo ihr Kind ist. Die Hausmutter sagt ihr nichts und verweist auf Vorschriften. Heimlich ruft Anne im Krankenhaus an, vielleicht weiß man

dort etwas, doch auch die Krankenhausmitarbeiter hüllen sich in Schweigen.

Als Anne das Kinderheim endlich verlassen darf, geht sie nach Adelaide, sucht Arbeit, um sich selbst durchzuschlagen. Sie fühlt sich einsamer denn je, völlig entwurzelt. Die Sehnsucht nach ihrem Kind lässt sie nicht los. Immer wenn sie eine Mutter mit Baby sieht, empfindet sie einen stechenden Schmerz in der Brust. Wie mag es ihrer Kleinen gehen? Ob sie schon laufen kann, ob sie es gut hat, ob sie glücklich ist? Diese Gedanken quälen sie bei Tag und Nacht, werden immer brennender, hören einfach nicht auf. Noch einmal macht sich Anne auf, fährt zum Kinderheim. Vielleicht erfährt sie jetzt etwas, man hat es ihr doch versprochen, damals, als man ihr das Baby weggenommen hat: dass sie ihr Kind einst wiedersehen und in die Arme schließen dürfe!

Ihre Hausmutter schaut sie missmutig an. Ihr Baby? – Das ist gestorben.

Ungläubig schaut Anne die Hausmutter an. Ihr Baby, tot? Kann das sein? Ist das wahr oder wieder nur eine schreckliche Lüge der Weißen? Anne bricht in Tränen aus. Sie wird die Wahrheit nie erfahren und ihr Kind nie wiedersehen.

Anne geht auf eine große Reise. Wenigstens zu ihren Eltern und Geschwistern will sie zurück, bei ihnen leben. Anne fährt nach Westaustralien, an den Ort, an dem man ihre Familie auseinandergerissen hat, und fängt an, sie zu suchen. Doch in der Kleinstadt lebt keiner mehr, der sich erinnert, kein Mensch kann ihr sagen, wohin es ihre Eltern und Geschwister verschlagen hat, und ob sie noch leben. Anne läuft durch die Straßen, schaut in alle Gesichter. Doch wonach soll sie suchen? Sie weiß doch selbst kaum mehr, wie ihre Eltern ausgesehen haben. Auch ihren

Namen weiß sie nicht, ja, nicht mal den, hatte man ihr doch im Kinderheim einen neuen gegeben.

Anne geht zurück nach Adelaide, enttäuscht und ohne jede Hoffnung. Nur etwas ist ihr geblieben, etwas, das sie niemals hergeben wird, etwas, das ihr keiner rauben kann. Es ist die Liebe zu ihrem Kind. Anne weiß, diese Liebe wird sie immer in ihrem Herzen tragen. Ganz fest glaubt sie daran.

8

Karl-Dieter ließ die Zeitung sinken. Der Text war ihm an die Nieren gegangen, gerade ihm, der sich doch nichts sehnlicher wünschte als ein eigenes Kind. Wie sehr konnte er diese junge Frau verstehen! Er verspürte Wut in sich aufsteigen. Was gab den Menschen ein Recht, auf solche Weise über das Leben anderer zu entscheiden? Hatte sich das alles tatsächlich so ereignet? Oder war das alles nur Fiktion, einem fantasievollen Hirn entsprungen?

»Ist was, Knuffi?«

Gähnend und nur mit Boxershorts und T-Shirt bekleidet kam Mütze in die Küche und ließ sich auf seinen Stuhl fallen. Karl-Dieter schob ihm die Zeitung rüber: »Da! Lies!«

Mütze warf nur einen kurzen Blick auf den Artikel. Er kannte den Text bereits, auch die beiden anderen, die in den nächsten Tagen erscheinen sollten. Ein Profiler saß darüber, um anhand des Inhalts und Schreibstils Näheres über den Autor herauszufinden. Es gab bereits Sprachanalyseverfahren, die einen Schreiber anhand seines speziellen Stils herausfiltern konnten. Fütterte man den Computer mit dem Textausschnitt irgendeines unbekanntes Goethetextes, schoss nach wenigen Sekunden

ein Balken in die Höhe, der Goethe als wahrscheinlichsten Kandidaten auswies. Das Problem war nur: Man musste genügend Vergleichstexte eines Autors in der Datenbank abgespeichert haben. Und dass der Mann, den sie suchten – oder vielleicht auch die Frau – ein zweiter Goethe war, konnte man kaum annehmen. Karl-Dieter hatte die Zeitung wieder aufgeschlagen und begann, den Artikel ein zweites Mal zu lesen.

»Du scheinst ja mehr Mitleid mit dieser Australierin zu haben als mit unserer Zeitungsbotin«, sagte Mütze, während er nach der Kaffeekanne griff.

»Ach, Mütze!« Auf Karl-Dieters Lippen trat ein melancholisches Lächeln. »Als könnte man das Leid der Menschen gegeneinander aufwiegen. Natürlich tut mir auch die arme Zeitungsbotin leid, aber das ist doch ganz was anderes!«

»Wirklich?«, brummte Mütze. »Wenn dieser Erpresser so ein Gutmensch ist, wie er mit seinen Texten beweisen will, warum greift er dann zu solch einem Mittel? Er ist doch auch nicht besser als die Verbrecher, von denen er erzählt.«

Mütze blickte zur Uhr. Viel hatten sie noch nicht herausgefunden. Nun war er mit der besten Freundin des Entführungsofners verabredet, vielleicht bekam er von ihr einen Hinweis.

»Tschüss, Knuffi. Sehen wir uns heute Abend?«

»Ich arbeite heute Schicht, aber nach dem *Nathan* vielleicht noch auf ein Gläschen in der Stadt?«

»Gerne, wenn nichts dazwischenkommt.«